



Wenn das Korn fällt ...

Eine Bauderei vom turmännlichen Erntebrauch

Von Bruno Giersche

Es steigt ein eigener Zauber über dem Sommertag in der Kurmark. Wenn der Himmel stahlblau über unsern fruchtschweren Feldern glüht und an den einsamen Feldwegen die Grille gelat, dann leuchtet in dem Blau der Kornblumen und in den großen Farbstämmen der Mohnblüten das Geheimnis unserer Scholle auf. Tief und schwer neigen sich dann die golbschweren Halme. Sauggrüne Hoffnung ward zu ährengoldener Erntelust! — Und glüht die Sonne auch noch so heiß, und perlt der Schweiß auch noch so dicht von den sonnengebräunten Stirnen, die Augen der Mäher Schnitterinnen blitzen blank und klar. Denn Erntelage sind Festtage, sind köstliche Freudenstunden trotz aller Mühsal und Beschwernis. Selbst alltägliche Dinge werden in dieser Zeit mittels Spruch und Lied aus dem Alltag herausgehoben. Besinnlichkeit, Humor und Scherz verklären diese Tage mit einer eigenen Poesie.

Überall in der Kurmark wird aus den letzten Halmen eine Strohpuppe angefertigt, der sogenannte „Alte“. Er wird mit farbenkräftigen Feldblumen und bunten Papierbändern reich geschmückt und dem Brotherr mit folgendem Spruch überreicht:

„Wir haben den „Alten“ gemacht,
Der Herrschaft zur Ehre gebracht,
Das wird schillen; das wird schallen,
Das wird uns sehr gefallen!“

In der Seele unserer Bauern lebt noch ein uralter Aberglaube. Es ist dies ein Vermächtnis aus dem Blute her, derweil es unsere germainischen Vorfahren vor zwei Tausend Jahren ebenso gehalten haben. Da das wohl noch unsern Schnittern in der Altmark bewußt ist, wenn sie die letzten Halme zusammenhängen, sie mit Wasser besprengen, sich dann im Kreise aufstellen und mit entblößten Säuptern sprechen:



(Wetbild, Zander-Multiplex-L.)

Erntelagen

„Bode, Bode, Mabel
Hole deinem Kasse nun Futter!
Nehst Distel und Dorn,
Nächstes Jahr wieder Korn!“

Er scheint während der Erntelage der Brotherr auf dem Felde, so wird er von der Vorschnitterin mit einem Strobband gebunden. Sie tut es mit dem Spruch:

„Ich habe vernommen,
Der Herr ist gekommen.
Wir wollen ihn binden
Mit lieblichen Dingen;
Mit lieblichen Sachen,
Die dem Herrn Freunde magen!“

Mit einem Freitrunke für seine Betriebsgeleschaft „kauft“ sich der Brotherr los. —

Der Höhepunkt unserer Erntezeit liegt aber in dem Erntefest. Aus einer schweren Garbe wird von den Bindekränzen der Erntekranz angefertigt, den man mit Feldblumen und bunten Bändern schmückt. Dieser Kranz, der oft die Form einer Krone hat, wird von der Vorschnitterin dem Bauern überreicht, und sie empfängt dafür den üblichen „Erntelater“. Die Ueberreichung des Erntekranzes ist immer mit einem alten Spruch verbunden. Einer der schönsten Sprüche dieser Art, den wir in der Kurmark antreffen, ist folgender:

„Guten Tag und gutes Glück
Auf Stund und Augenblick! —
Ich komme hierher geschritten,
Das Korn ist abgeschnitten.
Ich komm' hierher beschieden,
Die Ehre zu bedienen.
Ich bring' einen Kranz,
Der hat einen herrlichen Glanz.
Er ist nicht von Distel und Dorn,
Er ist von Blumen und reinem Korn.
Er ist nicht halb, er ist wohl ganz.
Er ist gewachsen auf dem Herrn sein Land.
Der Kranz ist gewunden,
Die Garben sind gebunden.
Sie liegen im Tack
Wehr los als fest.
Sind die Garben nicht fest gebunden,
Desto fester ist dieser Kranz gewunden.
Wir haben geharkt in fröhlichen Stunden,
Wir haben geharkt, daß der Sand gelaßt.
Der Herr und die Frau werden aufrufen
Daß sich der Tisch beugt.
Vier zum Trunk, Spiel um Sprung.
Es wird schillen, es wird schallen.
Es wird uns allen recht wohl gefallen. [Fisch.
Wir wünschen der Herrschaft einen gedeckten
An allen vier Ecken einen gebratenen Fisch.
Und in der Mitte 'ne Stofe mit Wein.
Damit die Herrschaft recht lustig kann sein!
Hoch! — Hoch! — Hoch!“

Derweil warten auf der offenen Tenne schon lange Fischreihen auf die Gäste. Der Bauer und seine Weiselschaft vereinigen sich hier zum frohen Erntegastmahl. Vergessen alle Mühsal und Beschwernis der letzten Wochen, Froststurm und Zufriedenheit lachen auf allen Gesichtern. — Und dann drängt das Jungvolk zum Tanz. Weige und Harmonika führen die Melodie, und der Brummboß schnarrt den seltenen Takt dazu. — Schnell — alles schnell verrinnen die kurzen Stunden der Spätkommersnacht. Wenn im Osten der schmale Saum des jungen Morgens purpurn erblüht

und auf den Gräbern der stillen Tau perlt,
spielt die Musik zum letzten Tange auf. —

Und dann liegt das reiche Aehrengold
wohlgeborgen in der sicheren Scheuer. Tages-
lang summt dann die Dreschmaschine ihr ein-
kösiges Lied. Welt und dornenvoll war der
Weg von der sprossenden Jungfaut bis zum
reifeu Aehrengold. Viel Hoffnung und Glauben
und Vertrauen lag an diesem Wege. Wie
leicht mag dies unserer furmürkischen Bäuerin
noch einmal durch den Sinn gehen, wenn sie
dann vor dem Backofen steht und das erste

Broat aus dem frischen Mehl zum Backen ein-
schleibt. Denn man merkt es ihr an, daß ihr
früher Augenblick groß und heilig ist, derweil
sie dabei den alten heimischen Brotegen
spricht:

„Das liebe Broat ist im Ofen.
Der Herr soll es besorgen.
Sinneln wie ein Raubstall!
Alle, die davon essen,
Soll der Herr schüpfen!“
Daraus wie ein Flusgrad!

Märkischer Schulbetrieb in der „guten, alten Zeit“

Ein Kind von hundert Jahr
ist zu lehren schlicht fürwahr.
Zwingst du allen Kind ins Band,
so magst du hüten deine Hand.

Diese alte germanische Parabel sagt un-
schreibbare Wahr- und Weisheiten. Sie klei-
det die Aufgabe in Worte, daß auch der Mensch
in der Jugend gut ge- und erzaogen werden
muß, soll er später als Mann oder Bürger
seinem Platz in der Volksgemeinschaft ord-
nungsmäßig ausfüllen. Und zu dieser Er-
ziehung gehört bekanntlich auch die wissen-
schaftliche Ausbildung, also die schulfähige Ar-
beit an unserer Jugend. Wir kennen es ja
seit Generationen gar nicht anders, als daß
unser Kinder vom 6 bis 14. Lebensjahre
pflichtgemäß die Schule besuchen und an-
schließend noch 4 Jahre lang Fortbildungs-
unterricht genießen müssen, um sich das not-
wendige elementare Rüstzeug für den Lebens-
kampf zu schaffen. Diese Eignungen, die von
unserem Nachwuchs gar oft nicht als solche er-
kannt und gewürd-igt werden, sind aber noch
nicht so lange Allgemeynheit, wie man gemein-
tin glaubt. Denn noch vor 100 bis 150 Jahren
war die allgemeine Schulpflicht ein Traum,
der damals zwar schon auf Papier ge-
bracht, aber noch nicht in Erfüllung gegangen
war — jedenfalls nicht im vollen Umfange.

Müht man in der Geschichte zurück bis
in die Zeit der ersten Preußenkönige, so fin-
det man immer wieder Hinweise, die dahin
stellen, die Volkshildung allgemein zu heben
— das Schulwesen nicht nur zu betonen und
auszubauen, sondern auch die Schulung aus-
zuüben. Aber auch in diesem Falle, wollte
gut Ding seine Weile haben. Die ersten
energischen Schritte zum Ziel der Einfüh-
rung der Schulpflicht wurden von Friedrich
Wilhelm I. getan. Er besah zwar den Schul-
bedarf und einen geregelten Unterricht, aber
diesem Bedarf ist nur teilweise Folge geleistet
worden. Interessant sind in diesem Zusammen-
hange

**Bestimmungen über das Kirchen- und Schul-
wesen.**

die er am Anfang seiner Regierung (1713-1740)
erlassen hat und die in allen Kirchen zur
Kenntnis der Gemeinden gebracht wurden.
In dieser königlichen Verordnung wurde u. a.
verlangt:

1. Daß alle Kinder von Jugend an im
Christentum sollen unterrichtet werden,
also daß keines zum Abendmahl sollte ge-
lassen werden, welches die Artikel Chris-
tlichen Glaubens nicht verstehet.
2. Daß alle Kinder vom 5. Jahre an zur
Schule geführt gehalten werden und be-
sonders sollen die Kleinen so über Geld zu
gehen müssen, den ganzen Sommer durch
bis Michael zur Schule gehen; die
Großen aber von Michael bis Ostern.
3. Es sollen tüchtige Schulmeister angeordnet
und zuvor vom Inspectore examiniert
werden.
4. Sollen die Kinder fertig Lesen und im
neuen Testament lernen angeschlossen.
5. Sollen in der Schule zum wenigsten zwei
Büchel sein und aus den Kirchenbüchern
angeschlossen werden.

6. Sollen die Kinder den Catechismus
Ausfert mit der Auslegung und den Kern-
punkten kennen und auswendig lernen.
7. Soll der Pfarrer eine Konfirmation von
den Kindern haben, und die Schulmeister
sollen alle Sonntage dergleichen dem Pfarrer
bringen von den Kindern, so entwer-
den gar nicht oder doch unrichtig kommen.
8. Alle Kinder ohne Unterschied des Standes
sollen zu der Catechisation hin einfin-
den, widrigenfalls sie nicht zum Abend-
mahl sollen gelassen werden.
9. Sollen die Pfarrer zweimal in der Woche
Catechisieren, einmal mit den noch sehr
Einfältigen, das andermaal mit denen so
etwas mehr begriffen haben.
10. Die Kinder sollen vom Inspectore bei den
Visitationen konfirmiert werden und die
unrichtigen von ihm abgewiesen werden.

Dieser Ulaß, so gut er gemeint war, zeigt,
daß damals die Kirche und die mit ihr zu-
sammenhängenden Dinge weitaus vor-
arbeit der Schul- und den ihr zugehörigen
Aufgaben gestanden hat. Und selbst im Schul-
unterricht stand die Religion im Vordergrund;
Bibel, Catechismus und Gesangbuch waren zu
jener Zeit noch die einzigen Lehrbücher für die
Schulkinder, die im übrigen in erster Linie
das Lesen lernte, während Schreiben und
Rechnen als Lehrbücher noch nicht allgemein
waren. Das hing zwar unzulänglich, erklärt
sich aber ohne weiteres aus der Aufgabe, daß
damals Personen das Reform ausübten, die
z. T. selbst den ihnen zugehörigen Titel „Schul-
halter“ zu unrecht führten, denn es waren
keine vorgebildeten Lehrer, sondern in der
Regel Handwerker oder ausgebildete Soldaten,
denen die Wissenschaften durchweg ein „Wuß
mit sitzen“ waren. Es muß man die
Kenntnisse jener Schulhalter manchmal mehr
als trostlos bestellt gewesen sein, und auch in
unserer engeren märkischen Heimat haben
Männer in den Schulbüchern regiert, die des
Schreibens und Rechnens unfähig waren
und sich daher darauf beschränken mußten, den
Kindern lediglich das Lesen — und auch das
oft noch kümmerlich gelehrt — beizubringen.
Zeitweilig wurde solche Schularbeit sogar für
genügend befunden; auch von vielen Eltern,
die ihre Kinder hauptsächlich im Sommer viel

hier für Haus und Acker mitwirken als in
die Schule laufen lassen. Aber auch sonst hie-
ten sie das viele Lernen für unnötigen Ballast,
der nichts anderes als Unzufriedenheit schaffe
und die Kinder womöglich dem Landleben ent-
ferne.

So blieb der Wille des Königs Friedrich
Wilhelm I. in Bezug auf die allgemeine
Schulpflicht und eine bessere Bildung der Ju-
gend unerfüllt; und selbst seinem Sohn und
Nachfolger, dem „Alten Fritz“, gelang es noch
nicht, dieses Ziel zu erreichen, obwohl auch er
sich eindeutig auf den Standpunkt stellte, „daß
die Erziehung der Jugend als einer der
wichtigsten Zweige zur Führung des all-
gemeinen Wohls angesehen werden müsse,
denn sie ließe auf alles ihren Einfluß“. Ver-
wirklichte Friedrich des Großen auf diesem
Gebiet waren der Minister von Zedlitz, Ober-
konsistorialrat Ruechling und Oberhof von
Hofow auf Rechnung, dessen schulförderndes
Wirken in seinen Gutsbüchern vorbild-
lich gewesen ist für ganz Deutschland. Er
ließ nicht nur zunächst in Potsdam aus
eigenen Mitteln ein den gesundheitsförderlichen
Anforderungen genügendes neues Schulhaus
bauen und bezief dortigen einen Lehrer von
Puf, sondern betrieb sich auch als praktischer
Schulmann. So schrieb er als erstes eine An-
leitung für Lehrer unter dem Titel: „Verfug
eines Schulbesuchs der Kinder der Landeute
ober zum Gebrauch in Dorfschulen“, das 1772
im Druck erschien. Wesentlich darin war auch,
daß Hofow für eine bessere Ausbildung und
Besoldung der Lehrer eintrat.

Interessanten Aufschluß hinsichtlich der da-
maligen Lehrerbereitstellung gibt eine Aufstellung
aus der Feder Wilking's. Danach waren im
Jahre 1775 in der gesamten Kurmark 1780
Lehrkräfte: 666 Pfarrer und Schulmeister vorhan-
den. Von ihnen bezogen nur 49 ein Jahresge-
halt von über 100 Taler und 83 gerade 100
Taler, während die Mehrzahl nur 20–50
Taler und viele sogar noch weniger — ab-
sintend bis auf 5 Taler pro Jahr — erhielten.
Ja, die sogenannten Winterlehrer wurden
aus der Staatskasse überhaupt nicht ent-
lohnt, sondern mußten von den Eltern der Schü-
ler, noch Gutsbitten abgeben. Aller-
dings hatten jene Vertreter, die meist auch
das Küsternamt mit versahen, aus diesem noch
einige Einnahmen; aber alles in allem waren
sie so knapp gestellt, daß sie keine „großen
Sprünge“ zu machen vermochten und viele
noch auf andere Nebenverdienste angewiesen
waren — Landwirtschaft, Kleinhänd-
schaft, Bierwirtschaft u. m.

Ein Kapitel für sich hat eben auch die
Schulhausfrage überall in unserer märkischen
Heimat. Dort überhaupt im Dorfe ein be-
sonderes Schulhaus vorhanden, so war dies meist
eine halberbaute Kiste, in der dann meist
der Schulhalter mit seiner Familie sein Leben
fristen mußte. Gar oft aber mußte in einem
Raum eines Bauernhauses der Unterricht er-
folgen, wobei sich selbstverständlich Scherereien
häuften, weil man dann in solchen Fällen
auch „gebrochen“ wurde — meist aber „leeres
Stroh“ oder die Kinder von der Hand des
Schulhalters mit einer diegenen Haferkurre.

W. F. Zimmermann.

Sage raunt . . .

Am Friedrich Wilhelm den Großen Kurfürsten

Das Jahr 1688 kann man das „Jahr des
Großen Kurfürsten“ benennen, denn vor 250
Jahren, am 9. Mai 1688, hat dieser stiel-
müht, energische Fürst die Augen geschlossen
und am 28. Juni 1675 lagte er den Sarg be-
stelt in das Land, die in Kurbranden-
burg eingelassenen Schweden aus dem Lande
trieb. Es ist fast unverkennbar, daß man aus
den Daten dieser That dieses Mannes fest ge-
bennt, denn ein Volk eifert sich selbst in seinen
Großen. —

Wie um alle Bedeutenden Gestalten der Ge-
schichte hat auch um Friedrich Wilhelm von
Brandenburg Frau Sage ein wunderbar ge-
heimnisvolles Gewebe gezogen. So erzählt
sie u. a., daß vor der Schlacht bei Fehrbellin
der Landrat v. Briest des dortigen Kreises
die in Ratzenom mit ihren Truppen liegenden
schwedischen Offiziere auf sein Gut Kurland
einladen habe. Dort seien sie von ihm trun-
kenmächtig gemacht worden, so daß sie sich
nicht mehr wehren konnten, als die Kurfürst
überwältigen konnte, nachdem benannter
Landrat zuvor brandenburgische Ritter als
Aufseher und Braufachte verkleidet einen

ganzen Vier- und Sechsmittel-Hug zu den Schauern in Wandlung haben lassen. Bekannt ist die Geschichte vom kranken Pferdetausch, die Heinrich v. Kleist in sein Drama „Der Prinz von Homburg“ hineinverweben hat. Der Stallmeister v. Groben habe nämlich seinen Herrn, der das Schimmel- und das weiße Pferd tauscht, mit und dadurch die feindlichen Augen auf sich lenkte, gebeten, das Pferd mit dem feigen, einen weniger auffälligen Braunen, zu vertauschen. Der Kurfürst habe einwilligt, um kaum habe der Stallmeister den Schimmel bestiegen, so sei er von einer unvorhergesehenen Stachelung zerissen worden. Der Wirklichkeit entspricht diese Erzählung nicht.

Ganz eigenartig ist ein Erlebnis, das Friedrich Wilhelm mit einer Jägerin in der Nähe von Schwedt a. d. Oder gehabt haben soll, wie es der Oberst Moerner, der sich damals in der Begleitung des Fürsten befand, nachher niedergeschrieben hat. Bekanntlich hat der Große Kurfürst für die Kinder aus seiner zweiten Ehe, die den Titel „Markgrafen von Brandenburg“ erhielten, in ihrem Range entsprechende Schloßer, Gärten und anschließend einen meistläufigen Park anlegen, und zwar an der kleinen märkischen, aber idyllisch in einer fruchtbaren Landschaft an der Oder gelegenen Stadt Schwedt. Damals habe der Fürst mit seiner Gemahlin, Oberst v. Moerner dort die Arbeiten an Schloß und Park und kam dabei auf eine etwas abseits gelegene Landstraße. Da gewahrten der Kurfürst und sein Begleiter am Wegrand ein altes Weib, einer Jägerin ähnlich, sitzen. Der Kurfürst, ganz ohne Verstand, bemerkte, daß dieses Weib, wollte mit seinem spanischen Rohr dem Fürsten einen Schuß verlegen und es auf diese Weise von dannen jagen. Wie sie aber an die alte Frau herantrat, war diese nicht mehr zur Stelle. Die Jägerin lag nunmehr auf dem Boden, ein altes Weib, allerdings aus dem Jägerinnervoll, aber sonst lauer und selbstig gekleidet. Als nun der Kurfürst sie ansah und nach dem Verbleib der Alten fragte, schüttelte die junge Jägerin den Kopf und trat mit einem großen dunklen Augen auf ihn richtend. „Nix da außer mir! Aber ich will dem schönen Herrn etwas sagen aus seiner Hand, wofür er mir danken wird.“ Friedrich Wilhelm, ein aufgestörter Mann, wollte von derartigem Unsinn nichts wissen und ließ die Jägerin seines Begleiters reichte er der Jägerin widerstrebend die Hand hin. „Schöner, großer Herr, abseits kommen!“ forderte jene. Moerner sah dann nur, wie der Kurfürst bei deren Mitteilungen sich die Hand zurückzog und mit seiner Axtene auf ihn anrückte. Schweißsam schritt der Fürst mit seinem Begleiter dann der Stadt zu. Als sie eine kurze Strecke gegangen waren, drehte sie sich, wie von einem inneren Zwange getrieben, noch einmal um und sah auf den Fürsten. „Nix da außer mir!“ wieder die zuerst ersuchte alte Weibel. Friedrich Wilhelm aber gebot Moerner unversöhnlich Schweigen über den rätselhaften Vorfall, und er selbst hat auch nie darüber gesprochen, was die Jägerin ihm gesagt hat. Man wird aber wohl nicht weit gehen, wenn man annimmt, es sei etwas gewesen, das sich auf ihn und das Schicksal seines Hauses bezogen habe.

Jeder, der die Reichshauptstadt kennt, weiß, daß die Haffische Dänemarkstraße, die von der Haffischen Dänemarkstraße zum berühmten Baumeister und Bildhauer Schiller entworfen und dem Tragiker Jakob gegessen. Der Fürst ist in antiker Waffenrüstung dargestellt. Die wenigsten aber werden wissen, daß der Ministerpräsident von Preußen, Graf v. Bismarck, auf seiner Reise nach Schwedt eines Kindes ist, das Friedrich Wilhelm in der Gersdorff'schen Schlacht verlassen und während in einer Wiese am Wege gefunden habe. Er habe es sich auf das Pferd genommen, das das Kind bei sich Schengel gelassen, und es unterrichtet, daß der Kaiser ihm gestimmt herausgenommen sei. Tatsache ist jedoch auch, daß der Kurfürst ein Pferd an besagtem Denkmal seine Hufeisen aufweist. Die Sage will wissen, daß sie Schiller deswegen

nicht angedacht habe, weil der Fürst unerlaubt durch sein Berlin zu reiten pflegte, um nach dem Rechten zu sehen, und aus diesem Grunde habe sich sein Pferd keine „Eisernen Schuhs“ tragen dürfen, denn die Tritte des Pferdes wären ja dann schon von weitem zu hören gewesen.

Die Sage und Volksmund mit tragender Persönlichkeit befüßigten und je mehr Künstlergeist und Künstlerhand es

Wie Driesen vor 90 Jahren eine Bürgerwehr erhielt

Es war das „solle“ Jahr 1848. Die revolutionären Erdbeben in Frankreich waren auch nach Deutschland übergegangen. In Berlin kam es im März zu hellem Aufbruch. Am 20. März erließ der König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., eine allgemeine Verfügung für polnische Verbrecher, unter den Freigelassenen befanden sich auch die früher verurteilten politischen Verbrecher mit ihrem Führer Mikroskopi, die 1846 den Polen ausgesetzt infiziert hatten. Diese hatten nichts als ihre Freiheit zu danken, die ihnen nach dem Standesbericht von 1846 zu wiederholen. Die Führung übernahm wieder Mikroskopi. So flammte der Aufbruch in der Provinz Posen wieder auf, der erst mit Waffengewalt niedergelassen werden mußte. Der Aufbruch in Posen betriebe auch die Grenzbevölkerung auf brandenburgischem Gebiet, da man mit Ueberfällen durch Insurgenten rechnen mußte.

In der Nacht vom 10. zum 11. Mai 1848 verbreitete sich in dem Dorfe Neuteich die Nachricht, daß sich polnische Aufständische den Dörfern näherten. Die Mauerung unter der Bevölkerung, die durch den Mißverständigen Grund alarmiert wurde, war groß. Schnell wurden die Nachbargemeinden von der drohenden Gefahr unterrichtet und um Hilfe gebeten. In Hammer wurde die Bevölkerung unter der Führung des Bürgermeisters, des Hüttenmeisters von Rodow, zur Verteidigung aufgerufen. Auch Driesen wurde noch in derselben Nacht benachrichtigt. Der plötzliche Alarm, der durch den Dominikaner Steinfeld veranlaßt wurde, einen Soldaten Marschieren vor sich, gehörten Driesener Bürgern einen gewaltigen Schreck aus. Von Mund zu Mund ging es: „Die Polen kommen!“ In kurzer Zeit war in der Stadt alles auf den Beinen. Die Männer sammelten sich auf den Marktplatz. Die Führung übernahm Major a. D. Reiser. Nachdem er die Leute in aller Eile, so gut es ging, geordnet und eingeteilt hatte, schickte er eine Patrouille in Richtung Neuteich vor. Die Patrouille wurde von Oberbergprediger Warquardt, einem alten Soldaten Marschieren vor sich, willigen Jäger gesehen —, geführt. Mit großer Spannung erwartete man in Driesen den Bericht der Patrouille über ihre Erkundungen. Nach einiger Zeit kehrte Warquardt mit seinen Gefolgten zurück und berichtete, daß von polnischen Insurgenten weder in Neuteich noch in Neuteich etwas zu sehen gewesen sei. Major Reiser entließ daraufhin die Männer, die nun wieder ihrer Beschäftigung nachgingen.

Über schon noch einigen Stunden — es war um 1 Uhr mittags — wurden sie wieder durch die Sturmglöckchen zur Verteidigung der Stadt gerufen. Und das kam durch eine Verwechslung, die wohl aus der noch nicht geschwundenen Aufregung der letzten Nacht zu erklären war.

Wie ein Raufener hatte sich die Nachricht vom Einmarsch polnischer Aufständischer auf Driesen von Gemeinde zu Gemeinde verbreitet. Überall wurde Alarm geschlagen. Die Männer der einzelnen Orte sandten ihre Mannschaften in Richtung Driesen. Die ersten und Zugablen — verbanden sich miteinander und marschierten in einem stattlichen Haufen von Neuteich auf Driesen zu, um der Stadt Hilfe zu bringen. Nach den erhaltenen Nachrichten mußten sie annehmen, daß die

unternehmen, Nachbilder in Stein oder Erz von ihnen zu lassen, desto fester ist es, daß solche Verlässlichkeit den Polen und ihrem Lande etwas bedeutet und beide gefördert haben. Darum gibt es auch in Brandenburg-Preußen eine ganze Reihe von Denkmälern des Großen Kurfürsten. Wir nennen nur noch dasjenige in der Kitzlin von Jansenitz, das ihn als Kämpfer mit einer Doge — or, Seite darstellt.

Polen bereits vor oder sogar schon in Driesen liegen. Die tapfere Schar näherte sich vorsichtig, nach allen Seiten Ausschau haltend, der Stadt. Doch was bedeutet das? Sturm- lauten, — Signalförner, — Trommeln? — Erschreckte machte die „Hilfsarmee“ halt. Eine Patrouille wurde ausgesandt, die ermitteln sollte, was in der Stadt vorging. Die Patrouille fand die Leute in großer Aufregung. Sie konnte aber bald feststellen, daß sie selbst die Driesener in Schrecken versetzt hatten und daß ihre eigenen Gefangen waren. Und das war zu kommen.

Auf dem Anger vor der Stadt arbeitende Arbeiter hatten den von Neuteich ankommenden besonnenen Haufen für Polen gehalten. Sie liefen, so schnell sie konnten, in die Stadt und schrien: „Die Polen kommen von Neuteich her!“

Die geängstigten Bürger konnten es, allerdings nicht glauben, daß die vermeintlichen Polen ihre ihnen zu Hilfe geeilten Hand. Leute aus den umliegenden Dörfern waren. Als sie sie sich aber in der Stadt versammelten, waren ihre Freude groß. Mit der Muffe schloß gegen sie der tapferen Schar entgegen, hatten sie feierlich ein und nahmen sie als Gäste auf ihre Seite auf. Bei eintretender Dunkelheit trat die Stadt in die Nacht. Die Bürger von 90 Jahren Driesener Gassegarn mit Muffe bis vor die Stadt begleitet.

Wenn nun auch die Ursache, die durch der allgemeinen Alarm an einem Tage in die Bürgerhaft getragen worden war, nach und nach einer gewissen Ruhe wieder Platz gemacht hatte, so wollte man sich doch für die Zukunft gegen alle Eventualitäten sichern. Deshalb wurde beschlossen, eine Bürgerwehr zu gründen. Diese wurde dann auch mit großer Schnelligkeit gebildet. Sie bestand aus fünf Kompanien, von denen einhundert nur eine Kompanie mit Gewehren, die Schützengruppe, ausgerüstet werden konnte. Die anderen vier Kompanien erhielten Langen. Auf Antrag ließ die Militärbehörde der Stadt eine größere Anzahl Gewehre, so daß dann die Kompanien ausgerüstet werden konnten. Die einzelnen Kompanien wurden geführt von Hauptmann Sasse, Dominikaner Steinfeld, Gebietsrichter von Rabenau, Rentamt Müller und Baupinspector Verbit. In der Spitze der Bürgerwehr stand der Herr von Neuteich, der seinem Adjutanten den Gerichtsaffessor Sasse ernannt hatte. Um das neugebildete Instrument schlagkräftig zu machen, wurde fleißig instruiert, exerciert und geübt. Besondere Schwierigkeiten waren bei der Ausbildung der Schützen zu überwinden. Sie bestand aus 103 Männern, die von Dominikaner Steinfeld geführt wurden.

Selbstverständlich mußte die Bürgerwehr auch eine Fahne haben. Sie wurde von Jungfrauen der Stadt gestiftet und zeigte den schwarzen Adler in weißem Felde mit der Umschrift: „Driesens Bürgerwehr 1848“. Zu einem besonderen Festtag für die ganze Stadt wurde der Tag der Fahne, dieses Symbol, der 18. März 1848. Käufer und Erben brachten im Festsum. Auf dem neuen Markt, jetzt Sündenbühl, wo in der Mitte eine mit Fahnen und Wirten geschmückte Reiterstatue errichtet war, wurde die Fahne in außerordentlich feierlicher Weise

